



15. Juni 2005, Neue Zürcher Zeitung

Pasta essen, Postulate schreiben

Pro Helvetia liess über Theater-Förderpolitik diskutieren

ked. «Ich verdiene weniger als meine Vorgänger am Theaterhaus Gessnerallee», berichtete Theaterleiter Niels Ewerbeck von seinen Sparbemühungen. Überhaupt habe man den Apparat reduziert, das lang gehegte Lohngleichheitsprinzip aufgehoben und so zusätzliche 325 000 Franken für die Kunst gewonnen. «Und uns gleich mit weggespart», konterten die Vertreter der freien Theatergruppe Schauspiel International, die gerade aus dem Gessnerallee-Spielplan der nächsten Saison gekippt worden sind. - Im rappenden «Theatersalon V» zum Thema «Mehr Veranstaltungen bei gleich bleibenden Subventionen: Wie ist das möglich?», den Pro Helvetia gestern in Zürich ausrichtete, ging es ans Eingemachte; und darum hoch her (Moderation: Catherine Berger). Der schöne Usus «über Geld spricht man nicht, Geld hat man» wurde in der Theaterwelt immer schon mit einem bitteren Lächeln quittiert. Aber jetzt, in Zeiten der schrumpfenden Schauspielergagen und der «notleidenden» freien Gruppen (Schauplatz), wollte man für einmal alles auf Franken und Rappli ausdiskutieren.

Mehr Geld, mehr Künstler

Der städtische Kulturchef Jean-Pierre Hoby skizzierte die Ausgangslage: «Wir haben das Förderbudget für die freie Szene auf rund 1,5 Millionen Franken erhöht, aber es gibt eben auch immer mehr Theaterschaffende.» Dabei hat die Szene in St. Gallen und Luzern Spielorte und damit Einnahmequellen verloren, wie Dominik Müller, Leiter Theaterförderung, in Erinnerung rief. Susanna Tanner, Chefin der kantonalen Fachstelle Kultur, plädierte denn auch für Selbstbesch(n)eidung. «Lieber nicht auftreten als gratis auftreten», empfiehlt sie den Künstlern. Vielleicht, möglicherweise, entstehe dann durch den Mangel ein Bedarf und politische Durchschlagskraft. Und wenn nicht, spreche das ja für sich. Wer vom Kanton einen Zustupf möchte, muss jedenfalls 66 Prozent seines anvisierten Budgets in der Tasche haben. - Dagegen wie überhaupt gegen die gängige Verteilpraxis liefen Samuel Schwarz der Gruppe 400 Asa und Lars Studer von Schauspiel Sturm: Ersterer fordert eine «Umverteilung», weg von den Institutionen, hin zur freien Szene, die den eigentlichen künstlerischen und damit letztlich auch finanziellen Mehrwert produziere. Letzterer ruft pauschal nach der totalen Transparenz in monetären (Theater-)Dingen, nach einem Grundlohn um 3500 Franken, nach der Festlegung einer Minimal- und einer Maximalgage, dem Verbot der Quersubvention, etwa durch die Arbeitslosenkasse, und nach einem (wie auch immer zu finanzierenden) Gremium, das dies alles kontrolliert: eine Big-Brother-Vision, die beim Schauspieler und «Casino»-Komödianten Mike Müller bloss Kopfschütteln auslöste. Wer sich bis zu seiner Pensionierung nur vom freien Theaterschaffen ernähren wolle, müsse bereit sein, den Gürtel sehr eng zu schnallen; realistischer sei die Vorstellung eines «halbprofessionellen» Künstlerdaseins - das sich in der Schweiz im Vergleich zum Ausland immer noch um Klassen komfortabler verwirklichen lasse.

Nischenreichtum, Nischenarmut

Auch Lukas Bangerter der Zürcher Formation Plasma - die derzeit von der langfristigen Gruppenförderung der Stadt profitiert - wollte sich nicht hinter die Postulate seines Kollegen stellen: «Die meisten Leute sehen lieber fern oder gehen in die <Zauberflöte>. Als Theatermensch muss man sich in seiner Nische einrichten.» Dass diese Nische gepolstert ist, erwartet keiner (Bangerter: «Dann esse ich halt nur Pasta»). Dass sie oft zerbricht - «unser Club 111 kann viele Gastspiele einfach nicht wahrnehmen, weil wir jobben müssen», erzählte die Regisseurin und Theatergründerin Meret Matter, die sich vergeblich um die Leitung des Stadttheaters in Bern beworben hat -, sollen weitsichtige Förderkonzepte verhindern, die sich dem Marktdruck nach ständig Neuem widersetzen: Dem stimmen auch die Theaterleiter von Gessnerallee und Schlachthaus theater Bern zu. Was allerdings bedeutet, dass etwa Ewerbeck, der in dieser Spielzeit in Zürich 220-mal den Vorhang heben liess, dies in der nächsten Saison nur rund 160-mal tut - auf Kosten einiger Künstler: Das Modell vom Rappen und vom Weggli greift dort, wo grosse Worte nicht mehr greifen.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter: <http://www.nzz.ch/2005/06/15/zh/articleCWG89.html>

